Wie eine Mutter liebt.

Erzählung von S. Saliarina.

„Ich soll pokern? Niemals! Im Gegenteil, ich empfinde direkt einen physischen Ekel vor jenen Leuten, die dem Pokerspiel huldigen, diesem Hasard der Pferdediebe und Cowboys. Da sitzen nun die Leute da drüben, die jeden Tag mit ihrem Leben spielen wie mit einem gezähmten Jaguar, und verspielen in einer Nacht eine Gage eines Monats — ihre Uhren, ihre Brillanten, ihre Pferde. Der Artist als Spieler ist eben zu allem fähig, in dieser Hinsicht kann ich ein trauriges Stück aus meinem Leben erzählen."

Es war Herr Julius Kreutzberg, ein alter Tierbändiger und Menageriebesitzer, der in einem Berliner Artistencafé so zu mir sprach, als er von einem Nebentische aus aufgefordert wurde, mitzupokern.

„Wie Sie wissen, reiste ich bis vor fünfzehn Jahren, bevor ich mich hier zur Ruhe setzte, unter dem Namen Jules Wheeler. Damals gab es noch keine Zentralkäfige wie heute, die rund um die Menage aufgestellt werden, sondern der Transportwagen diente zugleich als Produktionskäfig, der für die Arbeit in die Arena geschoben wurde. Freilich konnten wir auch nur mit vier, höchstens sechs Tieren arbeiten. Zu jener Zeit, in der meine Geschichte spielt, besaß ich drei Löwen, ausgewachsene Berber, und eine Löwin: Pascha, Romulus, Remus und Claudia. Ich war mit den Tieren, denen ich eine gute Dressur beigebracht, bei Carré in Wien engagiert und bewohnte mit Frau und Sohn drei möblierte Zimmer in der Nähe des Praters.

Mit meiner Frau war ich damals schon länger als zwanzig Jahre verheiratet. Als blutjunges Ding wurde sie mein Weib. Sie entstammte einer alten französischen Kunstreiterfamilie und war im Zirkus Ducos als Panneaureiterin und Tänzerin engagiert, als ich mit zwei dressierten Eisbären dahinkam. Wir lernten uns lieben und heirateten. Merkwürdigerweise aber verlor meine Frau ihre Furcht vor meinen wilden Bestien nie; sie zitterte förmlich, wenn sie nur in die Nähe der Käfige kam. Im übrigen hatte sie sich wunderbar jung und frisch gehalten; ich galt überall als der Vater meiner Frau und mein achtzehnjähriger Sohn als ihr Bruder.

Das war ein etwas wilder Bursche, hoch aufgeschossen, blondhaarig, frech wie ein Dachshund und geschmeidig wie ein Wiesel. Der Junge war vor Jugend auf in einer Schweizer Pension und besuchte später das Gymnasium in Straßburg. Er sollte nicht unser Metier ergreifen, Kunstreiter oder Tierbändiger werden, sich vielmehr dem Studium der Elektrotechnik widmen. Wir hielten den Jungen daher ziemlich von uns fern; nur während der großen Ferien durfte er zu Besuch kommen.

„Du, Papa, wie schön!" sagte mein Sohn zu mir, als wir eines Tages an einer Plakatsäule vorübergingen, an der mein Bild zu sehen war in blauer, silberverschnürter Husarenuniform, Orden auf der Brust, die Peitsche in der Hand, zu meinen Füßen die Löwen. In großen Buchstaben war zu lesen: Zirkus Carré. Täglich Auftreten des Mr. Jules Wheeler, genannt der Löwenkönig.

„Alles Flittertand, mein Sohn," antwortete ich ihm, „Orden und Uniform habe ich mir selbst verliehen, und meine Königskrone besteht aus Pappdeckel. So bunt unser ganzes Leben, unsere Gesellschaft, unser Metier, so bunt muß auch unser Kostüm beschaffen sein — augenblendend, glitzernd. Goldflitter und Glasperlen. Das Publikum will es nun einmal so. Hinter dem farbigen Zauber verbirgt sich aber meistens viel Kummer und Elend, und glücklich ist der Mensch, dessen Schicksal ihn andere Bahnen wandeln läßt. Der Sprung in den weichen und doch so heißen Sand der Menage endet vielfach mit Krankheit, Siechtum, Verlassenheit und mit dem Tode am Wegrain. Mancher Traum von Gold und Ruhm und Lorbeeren fand ein jähes, schreckliches Erwachen im Spital."

Mein Junge lächelte nun und sah mich seltsam von der Seite an.

Einige Tage nach dieser Episode ging ich von meiner Wohnung durch die Prateranlagen zum Zirkus. Da klopfte mir ein gutgekleideter Herr auf die Schulter. Er mochte etwa dreißig Jahre alt sein und machte den Eindruck eines verabschiedeten Offiziers.

„Sie sind Herr Kreutzberg, nicht wahr?" fragte er.

„Ganz recht, Kreutzberg ist mein Familienname. Was wünschen Sie von mir?"

„Ich heiße Hofer. Haben Sie die Güte und schauen Sie sich diesen Check an; ich wollte Sie nur fragen, ob dies Ihre Unterschrift ist."

Mißtrauisch nahm ich das Papier in die Hand. Es war ein Check über dreitausend Mark auf meine Berliner Bank, und unterschrieben: Julius Kreutzberg.

„Jawohl, das ist meine Unterschrift, doch meine Name ist gefälscht! Von wem haben Sie dieses Papier, das ich niemals unterschrieb?" rief ich erschrocken.

„Das ist also nicht Ihre Unterschrift?" meinte der Fremde. „Nun, dann bin ich Ihnen eine Erklärung schuldig. Ihr Sohn verlor diese Summe im Pokerspiel. Es war ein ehrliches Spiel, und niemand hatte Ihren Sohn gezwungen, daran teilzunehmen. Er spielte tollkühn, verlor, gab sein Wort und brachte einige Stunden später diesen Check als Sicherheit."

Ich fühlte, wie mir alles Blut zum Herzen zurückströmte. In meinem Kopf stürmte und sauste es — ich mußte mich an einem Baum festhalten.

Großer Gott, mein Eugen, unser einziges Kind — ein Spieler und Fälscher. Viele Jahre habe ich alltäglich dem Tod ins Antlitz geschaut, viele Jahre hat mein braves Weib gearbeitet und gespart — für wen? Für einen Verbrecher!

Meine Kehle war wie verdorrt, und ich brachte kein Wort hervor.

„Es tut mir außerordentlich leid," meinte der Fremde, „aber Ihr Sohn wollte mit aller Gewalt pokern. Animiert ist er nicht worden."

Da packte mich eine maßlose Wut. „Nicht einen Pfennig zahle ich!" schrie ich so laut, daß die Passanten stehen blieben. „Nicht einen Pfennig! Machen Sie, was Sie wollen, vielleicht kommt dann der mißratene Bengel zur Vernunft!"

„Es ist gut, Herr Kreutzberg. Aber bedenken Sie ja, was Sie tun. Wir geben Ihrem Sohn noch drei Wochen Zeit, dann . . ."

„Aus dem Weg, Sie Hochstapler!" brüllte ich; „oder es gibt ein Unglück."

Ich hob den Stock, und blitzschnell verschwand der Mann in einem Seitenpfad des Parkweges.

Wie ich an diesem Abend gearbeitet habe, weiß ich nicht mehr. Es war bereits zwölf Uhr vorbei, als ich in meiner Wohnung anlangte. Ich hoffte, daß meine Frau bereits ihr Bett aufgesucht hatte, aber sie war noch wach und sah so traurig und verstört aus, daß mir sofort klar wurde: Auch sie ist von dem Unglück bereits unterrichtet.

„Wo ist der Bursche! Sage es mir, Georgette. Du mußt es mir sagen!"

Ohne zu wissen, was ich tat, eilte ich ins Schlafzimmer und holte einen jener großen Bulldoggrevolver, wie ich sie bei der Arbeit gebrauchte.

Meine Frau lief mir nach, schlang ihre Arme um meinen Hals und flehte mit tränenerstickter Stimme: „Mäßige dich, Julius! Bedenke, was du tust! Ich habe schon so viel gelitten, vielleicht mehr als du. Eugen hat mir alles erzählt und mich kniefällig gebeten, ihm zu helfen. Er versprach mir hoch und heilig, nie wieder eine Karte zu berühren. Er muß direkt unzurechnungsfähig gewesen sein, als er die Fälschung beging. Er will ja auch alles auf Heller und Pfennig abbezahlen, sobald er verdient. Nur dies eine Mal verzeihe ihm — er war ja bis jetzt immer brav. Und dann wird er von der Schule gejagt — er geht ins Elend, ins Verderben. Dabei ist Eugen unser einziges Kind . . ."

„So lasse ihn doch ins Verderben gehen, diesen Strolch; er soll nur das Gefängnis kosten — vielleicht ist es gut für ihn, eine Lehre für sein ganzes ferneres Leben!"

„Ist es wirklich dein Ernst, Julius?"

„Mein heiliger Ernst, mein letztes Wort."

Wie betäubt lebte ich weiter. Meinen Sohn hatte ich noch nicht wiedergesehen — er wagte sich nicht in meine Nähe. Nur das verweinte und vergrämte Antlitz meiner Frau stand mir überall vor Augen.

Das Berliner Bankhaus hatte von mir die Anweisung bekommen, den gefälschten Check nicht zu honorieren.

Nach acht Tagen ungefähr schickte der Direktor zu mir. Ich fand hin im Bureau mit der Zusammenstellung des Programms beschäftigt.

„Was gibt's neues, Wheeler?"

„Nicht viel, Herr Carré!"

„Nicht viel! Hm, können Sie denn nicht ein wenig Abwechslung in Ihre Nummer bringen? Sie sind noch zwei Monate engagiert, solange ich in Wien spiele, und wir müssen unbedingt zusehen, daß Ihre teure Nummer wieder etwas Zugkraft gewinnt. Das Publikum will nun einmal immer etwas neues schauen. Ueberlegen Sie sich einmal die Sache."

„Da ist nichts zu überlegen, Herr Carré, meine Arbeit ist abgerundet und anerkannt gut. Es dürfte wenige Bändiger geben, deren Konkurrenz ich scheuen müßte. Aber ich kann die Löwen nicht Polka tanzen lassen."

„Weiß ich auch, Herr Wheeler. Ich verstehe auch ein klein wenig von der Dressur. Nur meine ich, man könnte einmal einen Trick, einen amerikanischen Bluff versuchen, um das Publikum heranzuholen. Mit meinen Gäulen allein und der ganzen Kunstreiterei geht's nicht mehr. Die Geschäfte lassen sehr zu wünschen übrig."

Ich schaute dem Direktor verständnislos ins Gesicht.

Dieser fuhr fort: „Da hat sich heute eine Dame gemeldet, eine Tänzerin, die bisher in einer hiesigen Singspielhalle engagiert war. Das Mädel hat keine schlechte Idee: es will den Eiertanz a la Mignon im Löwenkäfig ausführen. Die Geschichte wird zweifellos ziehen. Dabei ist die Sache höchst einfach. Sie arbeiten Ihre Nummer herunter und lassen zum Schluß den Eiertanz vorführen. Sie brauchen nur die Löwen in Schach zu halten. Ein Stallmeister reicht Ihnen einen kleinen Teppich und Porzellaneier hinein, die Sie schön quadratisch hinlegen. Damit der Trick noch mehr zieht, lassen wir in die Presse bringen, daß es eine Dame der besten Gesellschaft ist, die in den Käfig geht, und die deshalb eine Halbmaske trägt. Verstanden, Herr Wheeler?"

„All right, Herr Carré!"

Die ganze Sache war höchst einfach und durchaus ungefährlich. Aehnliche Tricks hatte ich früher in der Menagerie, um das Publikum heranzuziehen, wiederholt ausgeführt. Da wurde zum Beispiel eine Partie Sechsundsechzig im Löwenkäfig gespielt, eine Flasche Sekt entkorkt und getrunken, es konnte also auch einmal ein kurzer Tanz vorgeführt werden.

Die neue Nummer wurde mit großem Tamtam angekündigt. Der Erfolg blieb nicht aus. Die erste Vorstellung fand an einem Montagabend statt, und der weite Raum war total ausverkauft.

Gegen neun Uhr begann meine Arbeit. „Ist die Tänzerin auch erschienen?" fragte ich einen der Stallmeister.

„Die Dame ist in der Garderobe, Mister Wheeler."

„Dann gut. Teppich und Eier müssen flott bei der Hand sein. Los!"

Kalt und gleichgültig betrat ich den Käfig. Lächelnd verbeugte ich mich vor dem Publikum. Pascha knurrte wie immer, die beiden anderen Löwen peitschten mit ihren Schweifen die Bohlen des Käfigs, während die Löwin wie ärgerlich an den eisernen Gittern auf und ab sprang.

Ein kurzer Zuruf und die Arbeit der Tiere begann. Sie sprangen über Stangen, durch Feuerreifen, wippten sich auf einer Schaukel; schossen eine Pistole ab, Romulus nahm mir ein Stück Fleisch aus dem Munde und was dergleichen Kunststückchen mehr sind. Zuletzt bereitete ich mir auf den gelben weichen Leibern der Bestien ein etwas seltsames Lager, nahm den Pascha bei der Mähne, riß ihm den Rachen auf, und legte auf einige Sekunden meinen Kopf in den heißen, gefahrvollen Schlund.

Das Publikum klatschte wie rasend. Dabei möchte ich heute noch wetten, daß es eine Menge Leute gab, die innerlich wünschten: wenn doch der Löwe einmal zuschnappte. . . .

Und dann kam die neue Nummer. Ein Stallmeister schob einen kleinen Teppich durch die Eisenstäbe, und mein Bursche reichte mir zwölf Eier herein. Ich trieb die Tiere in eine Ecke, breitete fein säuberlich den Teppich aus, nach dem Eingang zum Käfig zu, und legte in regelmäßigen Abständen die Eier auf das Tuch. Dann pflanzte ich mich mit der Peitsche vor die Löwen, und zwar seitlich an den Stäben, so daß ich die Tiere wie auch die Tänzerin gut im Auge behalten konnte.

„Fertig!"

„Mademoiselle Liane de Monceau in ihrem weltberühmten Eiertanz im Löwenkäfig!" war auf dem Programm angekündigt.

Die Tänzerin, eine jugendliche zarte Erscheinung, trat in den Vorsetzkäfig und wartete auf meinen Wink zum Eintritt. Die Augen waren von einer weißseidenen, mit Goldfransen besetzten Binde in Form einer Halbmaske verdeckt.

Die Musik intonierte eine Tanzweise, auf meinen Ruf öffnete das Mädchen die Tür und trat herein. Die Tänzerin wiegte sich langsam in den Hüften, wie zögernd abwartend, dann aber wirbelte sie eine Pirouette und stand einen Moment später inmitten des Eierquadrats.

Merkwürdig: eine quälende Unruhe ergriff mich. Die Sache war ja im großen ganzen höchst ungefährlich, die Löwen blinzelten zwar ärgerlich auf den Eindringling, aber in ihrem angezogenen Respekt vor mir wagten sie nicht die geringste Bewegung.

Doch dieser sonnenwarme Teint, dieses schwarzblaue Haar, diese dunklen Augen, aus denen eine furchtbare Angst sprach, diese leicht aufgeworfenen Lippen, um die es verdächtig zuckte. . .?

„Georgette!"

Die Tänzerin zuckte zusammen und hielt mit der Produktion zurück. Ein leises Zittern lief über den zarten Körper.

Also Georgette, mein Weib! Ich begriff blitzschnell, weshalb sie da war. Die Mutterliebe hatte über ihre Angst gesiegt. . . . Sie wollte verdienen, um die Schulden ihres Sohnes zu bezahlen.

„Sofort hinaus!" zischte ich ihr zu. „Ich will alles tun. . . aber verlasse auf der Stelle den Käfig!"

Da lachte sie leise auf. „Nein, ich muß tanzen. . . Ich bin auch nicht bang, wenn Du bei mir bist. . . Ich muß tanzen. . . für meinen Jungen!"

„Hinaus!" Ich versuchte, sie an der Taille zu fassen und vom Teppich zu drängen. Georgette hob die Hände wie abwehrend.

Im Publikum entstand Unruhe. Der Direktor war erstaunt dicht an den Käfig getreten.

„Vorsicht, Mr. Wheeler, der Pascha!" schrie mein Bursche.

Das Tier, wahrscheinlich in dem Glauben, daß ich angegriffen würde, hatte zum Sprung auf Georgette angesetzt. Ich stellte mich vor meine Frau, hob den linken Arm hoch und hielt in der Rechten die Peitsche zum Schlage bereit.

Einen Moment später gruben sich die scharfen Zähne der Bestie in den zur Abwehr erhobenen Arm. Ich stürzte seitwärts zu Boden, behielt aber Besinnung und Geistesgegenwart, und bearbeitete mit dem Stahlgeflecht die grüngelben Augen des Löwen. Die anderen Tiere wurden gleichfalls unruhig, doch hielten Stallmeister und Wärter diese mit eisernen Gabeln in Schach.

„Soll ich Pascha erschießen?" rief der Direktor.

„Nein — ich werde schon mit ihm fertig!"

Und merkwürdig: das Tier schien wieder meine Stimme zu erkennen, es gab langsam meinen Arm, in den es sich verbissen, frei, ich erhob mich, ging vorsichtig, immer die Tiere im Auge behaltend, rückwärts zur Tür und war eine Sekunde später gerettet.

Georgette war sofort bei Beginn des Kampfes von meinem Burschen aus dem Käfig gezogen worden.

— — — — — — — — — —

Als ich am anderen Tage aus einer schweren Ohnmacht erwachte, saß Eugen an meinem Bett — weinend und stöhnend. Neben ihm die Mutter, die laut lachend sein blondes Haar streichelte wie bei einem kleinen Kinde. Meine Frau war gemütskrank geworden. Doch wurde sie, Gott sei gedankt, nach mehrmonatigem Aufenthalt in einem Sanatorium wieder vollständig gesund.

Bei der ganzen Sache habe ich eigentlich ganz allein Schaden gelitten: mein linker Arm ist steif geblieben, und zwei Finger sind für immer dahin.

Können Sie nun begreifen, daß es mich direkt schaudert, wenn ich nur das Wort „Poker" höre? Mein Sohn Eugen hat ja nie wieder eine Karte angerührt und ist ein braver, tüchtiger Mensch geworden, der Stolz und die Hoffnung unseres Alters — aber das verhaßte Wort kann ich nun einmal nicht mehr hören.

Beim Himmel: „Nichts Größeres gibt's als einer Mutter Liebe!"

Ein Autodafé.

Nach dem Polnischen erzählt von Stefania Goldenring.

Das matte Lampenlicht fiel auf die jugendliche Stirn, auf die verständigen Augen Bielskis. Aber eine Wolke umschleierte diese Augen, eine frühzeitige Furche, das Zeichen tiefer Sorge, durchschnitt diese Stirn. Das Licht, das nur den Schreibtisch erleuchtete, ließ das Zimmer noch dunkler erscheinen. In den Winkeln lauerten die bösen Mächte eines düsteren, hoffnungslosen Geheimnisses, schwirrten die drohenden Gespenster des Vergangenen, die böse Kunde dessen, was kommen kann.

Nur das eintönige Tick-tack der Wanduhr unterbrach die nächtliche Stille.

Bielski erhob sich, schritt mehrere Male nervös durchs Zimmer und lehnte den schweren Kopf an die Scheibe.

Tiefe Stille, tiefes Dunkel, wie auf dem Kirchhof. Draußen schritt geräuschlos und heimlich die Nacht einher. Man sah nichts als die Finsternis, man hörte nichts, als das Schweigen. Plötzlich glitt ein Schatten an der Mauer entlang, hielt an und schaute zum Fenster herein. Schritte schienen jetzt zu nahen.

Die Tür öffnete sich langsam, und das graue Haupt eines Mütterchens schob sich vorsichtig herein.

„Warum legst du dich nicht, Stefan, es ist schon zwei Uhr."

„Warum schläfst denn du noch nicht, Mutter?"

„Ich kann nicht, die Unruhe quält mich . . . . Vielleicht hörst du doch auf die Warnung des Komitees und reist ab."

„Nein, Mutter, ich reise nicht. Darf ich mich um meine persönliche Gefahr kümmern, da so viele unserer Besten in die menschenleeren Steppen Sibiriens hinausgeschafft wurden, da Unzählige ihr Leben am Galgen lassen mußten, da die Arbeit noch nicht fertig ist! Du bist von dem Geschlecht, an dessen Bett noch Glaube und Hoffnung standen. Unsere Wiege aber schaukelte der Sturm und er sang uns das Wiegenlied. Der Aufstand von 63 ist ja eine Idylle im Vergleich mit dem von 1905. Damals war die Uebermacht nicht so reich an grausamen Einfällen, um die Verbrecher, für die die Galgen nicht langten, von den Festungswällen in die Weichselfluten hinabzuwerfen. Du gedenkst doch wohl noch des unglückseligen Tages, da der Zar die Konstitution verkünden ließ. Noch war es also nicht verloren! Ein neuer Lebenshauch erhob damals die in langer Sklaverei gemarterten Herzen! Freudige Scharen zogen durch die Stadt, es wehte die auferstandene Standarte, man sah den greisen Juden Arm in Arm mit dem polnischen Burschen, Scharen von Frauen und Kindern. Aus tausend Kehlen drang das Lied der Erlösung zum Himmel . . . . Aber plötzlich vernahm man Schreie des Entsetzens: Jesus, Maria! Die Kosaken schlugen vor dem Rathaus drein! Erinnerst du dich des furchtbaren Augenblicks? Weißt du noch, wie mein Freund Jur, der Sohn eines zum Moskowitertum bekehrten Polen, des Gendarmenobersten, vor das Rathaus rannte, um den gemeinen Verrat des Vaters mit eigenem Blut zu entgelten! Es ist ihm gelungen: im nächsten Augenblick lag er, mit Blut übergossen, tot am Boden. Erinnerst du dich jener wilden Kosakenschar, die Greise und Kinder niedertrat, den schwangeren Schoß der Frauen mit den Pferdehufen aufriß! Es lebt noch frisch in unser aller Herzen! Nein Mutter, du bist eine allzu gute Tochter unseres armen Polen, als daß du mich veranlassen könntest, meinen Posten zu verlassen, während das vergossene Blut unserer Brüder nach Rache schreit. Ich harre aus . . . . Vielleicht entgehe ich einem bösen Schicksal. . . ."

Er sprach nicht zu Ende. Ein gewaltiges Rütteln am Tor ließ in beiden den Atem stocken.

„Sie kommen," stammelte die Mutter, am ganzen Leibe zitternd. Auch Stefan zweifelte nicht, daß sie ihn holten, doch wollte er der alten Frau noch einen Hoffnungsschimmer lassen.

„Beruhige dich, Mütterchen, vielleicht kommen sie gar nicht zu mir."

Aber im selben Augenblick stürzte eine Schar Polizisten durch die Küchentür herein.

„Sehr erfreulich, daß Sie noch nicht schlafen, sonst müßten wir Sie stören," sagte der Führer mit der üblichen Höflichkeit.

Stefan schickte sich an, mit ihnen zu gehen, ohne die Mutter anzuschauen.

„Wir möchten vorher noch eine kleine Haussuchung vornehmen," sagte der Gendarm geschmeidig.

Bei der „kleinen Haussuchung" zerschlugen sie die Schränke, schüttelten die Federn aus den Kissen, rissen die Bilder aus den Rahmen heraus und die Bretter aus dem Fußboden. Mitten in der wie von Hunnen zerstörten Wohnung stand das Mütterchen wortlos, wie erstarrt. Als das vandalische Treiben ein Ende nahm, begann sie mit zitternden Händen den Handkoffer für den Sohn zu packen, der wohl bald einen weiten Weg antreten würde. Tränen umflorten immer von neuem ihre müden Augen, aber sie drängte sie zurück: keine moskowitische Seele sollte die Mutterträne eines polnischen Kindes sehen.

Mit einer flehenden Bitte in den Augen bat sie den Gendarm, daß ihr gestattet werde, den Sohn bis ans Tor der Zitadelle zu begleiten.

„Gewiß, gewiß", lautete die gnädige Antwort.

Vor dem Hause warteten zwei Droschken. Das Mütterchen schlug das Zeichen des Kreuzes über den Sohn, der mit der Eskorte einstieg, und begab sich wankenden Schrittes zu dem anderen Wagen. Starr und gleichgültig fuhr sie durch die schlafende, finstere, wie mit einem Trauerflor umhüllte Stadt. In ihren erloschenen Gedanken regte sich ein undeutliches Bewußtsein, daß etwas vorginge. . . .

Erst das Knarren des Riegels ernüchterte sie, die schweren Ketter am Tor riefen ein tödliches Schluchzen in ihrem Herzen wieder.

*

Nur der Gedanke, den Sohn noch sehen zu dürfen, hielt sie aufrecht. Wie ein armer, alter Hund, der seinen Herrn verloren hat, schleppte sie sich von Tür zu Tür, bis sie schließlich nach fünf langen Wochen, in denen sie nicht müde wurde, stundenlang im Vorzimmer der Gendarmen zu warten, einen Erlaubniszettel bekam, den Sohn zu sehen.

Sie wurde in eine große, graue Stube geführt, wo viele Leute in nervöser Erregung hin und her gingen. Sie stellte sich vor, wie sie das teure Haupt an die müde Brust drükken, wie sie nach so vielen Wochen der Trennung in die teueren Augen blicken würde.

Endlich rief man sie zur Unterredung. Sie erblickte das abgehärmte Gesicht ihres Stefan, der wie ein Tier im Käfig hinter dem Drahtgitter stand. Er trat unter der Eskorte zweier Soldaten mit hochgerichteten Bajonetten ein. Nicht einmal ein Händedruck konnte getauscht werden. So gut es ging, drückte er die Lippen auf die mütterliche Hand vor dem Gitter.

„Sei stark, Mutter, raube mir nicht den Mut, ich muß viel Mut haben."

„Nicht flüstern! Das ist verboten!"

Sie paßte sich demütig der Bestimmung an und sagte laut: „Ich habe dir ein paar Leckerbissen mitgebracht." Aber ins Ohr flüsterte sie ihm: „Wurdest du schon vernommen?"

„Ja, ich bin gesund. Wie geht es Anka?" Und bald darauf flüsternd: „Vielleicht gelingt es dir, mich nach dem zehnten Pavillon versetzen zu lassen. Hier ist der strenge Kommandant Gebieter über Leben und Tod, füttert uns mit Heringen und Lauge, läßt uns dursten, weckt uns aus dem ersten Schlaf, will uns gewaltsam verwirren, um die Anzeige der Genossen, der Organisation zu erzwingen . . . . Eher den Tod . . . ."

„Nicht flüstern! Die Zusammenkunft ist zu Ende."

Der Mutter schien es, als wäre mit seinem Entschwinden die Sonne erloschen und die schwarze, schwere Nacht auf die Erde herabgesunken. Als hätte die Verzweiflung die Last der Jahre von ihren Schultern genommen, rannte sie zu den Vorgesetzten und Generälen, suchte Protektion, um wenigstens Verminderung der Strafe, wenn nicht Begnadigung zu erlangen.

Stefan fühlte inzwischen, das die feuchten Mauern der Kasematten ihm das Blut aus dem Körper sogen. Wenn er nach dreifacher Vernehmung während einer Nacht wieder zu seinem Lager zurückkehrte, wußte er nicht mehr, wonach man ihn gefragt, was er erwidert hatte, ob er nicht eine Frage mit „ja", anstatt mit „nein" beantwortet hatte.

In der letzten Woche hatten sie ihm einen Verrückten als Zellengenossen gegeben. Er vermutete in ihm einen simulierenden Spitzel. Wenn aber die Nacht herbeikam, faßte ihn bange Angst vor dem bewußtlosen Blick und den heiseren, gestammelten Lauten. Das Angstgefühl war ihm selbst dann noch geblieben und legte sich wie ein eiserner Ring um seine Stirn, als sie den Verrückten wieder fortgenommen hatten. Er fühlte sich selbst dem Wahnsinn nahe. Hinter dem Guckfenster des Korridors fühlte er ständig das lauernde Auge des Spitzels.

Vor einer Stunde hatte man ihn auch in dieser Nacht zum dritten Male geweckt: „Nummer vierzig in die Kanzlei!" Er fühlte deutlich, daß seine Gedanken sich jetzt verwirren, daß noch eine einzige solche Nacht genüge, um ihn ganz mürbe zu machen. Völlig erschöpft fiel er auf seine Pritsche. Er fühlte draußen hinter dem Fenster des Gefängnisses die schwarze nasse Nacht. Das Haar sträubte sich ihm vor Entsetzen. Mit tödlicher Angst blickte er in sich. Es gibt wohl starke Menschen, die von den schlimmsten Torturen nicht niedergedrückt werden, aber er fühlte sich nicht so stark. Er mußte diesen Zweifel abwerfen und sich stählen. Die Henker durften ihm nicht in schwacher Stunde ein Wort abringen, das auch noch seine Genossen preisgeben könnte.

Es muß ein Ende gemacht werden, je schneller, um so besser, dachte er. Vor seinen Augen tauchte das flehende Gesicht der Mutter auf. Was hilft's! Lieber Verzweiflung, als Schmach auf ihr Haupt zu laden. Der gütige, barmherzige Tod wird den bleichen Schrecken mit sich nehmen und dem Elend des langsamen Dahinsterbens in Erwartung des Galgentodes ein Ende machen . . . . Aber wie führt man den Tod herbei? So mancher hat sich aus dem Hemd eine Galgenschnur gedreht. Aber ihm widersteht der Erstickungstod, der an den Galgen gemahnt. Der große, edle und rettende Tod mit flammendem Antlitz möge über ihn kommen, wie er einst den „Leuchten des Christentums" zuteil ward.

Er wartete, bis die Schildwache vorüber war und das Guckfenster sich wieder schloß. Dann stand er auf, zog unter dem Strohsack eine Schachtel Zündhölzer heraus, rieb mehrere gleichzeitig an und verstreute sie auf sein Lager. Das feuchte Stroh wollte nicht Feuer fangen, er mußte immer neue Zündhölzer in Brand setzen. Endlich, als die blauen Flammenstachel in das Sacktuch einzudringen begannen, legte er sich wieder hin. Ruhig, fast fröhlich wartete er auf sein Autodafé.

Beißender Rauch legte sich ihm wie wohltuendes Opium auf Augen und Brust. Er verlor sofort das Bewußtsein. Er fühlte nicht, wie das Feuer seinen Körper bissenweise verzehrte, hörte nicht, wie es schmerzhaft unter den zerstörenden Flammenzungen prasselte. Nur über seinem Haupt läutete eine laut vernehmbare Glocke. Und mächtiges Läuten folgte ihr . . . . Hunderte von Glocken läuteten, schlugen, dröhnten. Und plötzlich regte sich in den verworrenen, für einen kurzen Augenblick zur Besinnung erwachten Gedanken, in diesem schon halb verkohlten menschlichen Körper die fröhlich beglückende Wahrnehmung: „Glockengeläute! Glockengeläute! Zu Polens Erlösung!"

— Das dicke Ende. Wirt: „Wie — um vier Uhr morgens waren Sie erst zu Hause? Sie sind doch schon gegen zwei Uhr in einer Droschke heimgefahren!"

„Fahren unsere Droschken etwa bis in den zweiten Stock hinauf?"

— Kindlich. Mutter: „Sieh' mal, Else, einer von unsern Goldfischen ist tot."

Elschen: „Ach, Mama, der ist gewiß ertrunken."